

ZEITSCHRIFT
FÜR
ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.



Vierundvierzigster Jahrgang.
1912.

Mit 6 Tafeln.

BERLIN.
BEHREND & C^o.
1912.

125902
28/2/13

Über die hauptsächlichsten Ergebnisse der Araguaya-Reise.

Vortrag,

gehalten am 15. Juli 1911 in der anthropologischen Gesellschaft in Berlin.

Von

Dr. Wilhelm Kissenberth.

Kaum ein paar Monate sind verstrichen, seit ich nach dreijähriger Abwesenheit in Brasilien wieder heimatlichen Boden betreten habe.

Obwohl die Sichtung meines Materials noch keineswegs zum Abschluss gekommen ist, und ich somit noch nicht imstande bin meine Gesamtergebnisse zu überblicken, so halte ich mich dennoch für berechtigt, Ihnen wenigstens einen kurzgefassten Bericht über die hauptsächlichsten Ergebnisse meiner Araguaya-Expedition zu erstatten.

Ich möchte aber nicht in die Behandlung meines Themas eintreten, ohne mich der angenehmen Pflicht zu entledigen, all denen, die sich um das Zustandekommen meiner Reise und weitere Unterstützung bemüht haben, wärmstens zu danken, vor allem Herrn Professor Seler, durch dessen freundliche Vermittlung ich vom Berliner Museum für Völkerkunde den Reiseauftrag erhalten habe; ferner Herrn Dr. Theodor Koch-Grünberg, der mir in bereitwilligster Weise bei der Ausrüstung behilflich war; dann dem Kuratorium der Baesslerischen Stiftung, das mir eine Summe zur Fortsetzung meiner Studien zur Verfügung stellte, sowie den brasilianischen und deutschen Behörden für die vielerlei erwiesenen Freundlichkeiten.

Zu ganz besonderem Danke bin ich den französischen Missionaren in Conceição do Araguaya verpflichtet, die sich mir jederzeit als aufrichtige Freunde erwiesen haben, und mit deren Hilfe allein es mir möglich wurde, meine letzte ergebnisreiche Reise in die Dörfer der Mëkubengokrã-Kayapó auszuführen zu einer Zeit, da ich von finanziellen Mitteln gänzlich entblösst war.

Als Arbeitsgebiet war mir der mittlere und untere Araguaya mit angrenzenden Territorien empfohlen worden (Abb. 1), wo sich bei den wissenschaftlich vorher noch nie untersuchten Kayapó-Stämmen, aber auch den von Castelnau, Spinola beschriebenen, vor allem von Ehrenreich monographisch behandelten Karayá viel wertvolle ethnographische und ethnologische Ausbeute erwarten liess.

Besonders war mir noch nahegelegt worden, wenn irgend möglich, einen Vorstoss nach dem Xingú hin zu unternehmen, um eventuell einige der noch unberührt lebenden Völkerschaften zu besuchen.

Wie ich gleich bemerken möchte, war an eine Realisierung des letzteren Projektes, das eine langwierige, abenteuerliche Durchquerung des wilden, zum grössten Teil von Urwald und Waldgebirgen mit eingestreuten Campos bedeckten Zwischenstromgebietes erfordert hätte, ohne einen ganz bedeutenden Zuschuss an Geldmitteln nicht zu denken.

Ausserdem lagen damals die hauptsächlich interessierenden Gorotíre-Indianer, die im Flussbereich des Rio Fresco, eines rechtsseitigen Xingú-Tributärs hausen, mit Kautschucksammlern in Fehde und duldeten deshalb keines Weissen Annäherung.

Meine Ausreise nach Brasilien erfolgte am 16. Mai 1908 an Bord des Dampfers „Rio Pardo“ der Hamburg-Südamerika-Linie, die mir in dankenswerter Weise eine Fahrpreismässigung gewährt hatte.

Von São Luiz, der Hauptstadt des Staates Maranhão, aus, sollte ich laut Vereinbarung auf dem Landwege die Missionsstation Conceição am Araguaya zu erreichen trachten.

Der Luftlinie nach stellt diese Route zweifellos den kürzesten Zugang nach Conceição dar, und unter günstigen Bedingungen kann der mit wenig Gepäck Reisende die gesamte Streeke in etwa sechs Wochen zurücklegen.

So hatte man sich auch meine Reise gedacht unter der Voraussetzung, die voluminösesten Kollis meines Expeditionsgepäckes könnten unschwierig den Tocantins und Araguaya aufwärts befördert werden.

Diese Voraussetzung erwies sich als falsch, die Volumina der Kisten als zu gross für den Transport auf Batelões.

Aber ganz abgesehen davon kam der Wasserweg damals wegen des Niederstandes des Tocantins-Araguaya überhaupt nicht in Frage, so dass eine Änderung der ursprünglich getroffenen Dispositionen durchaus notwendig und begründet war.

Natürlicherweise musste sich der Aufwand an Zeit und Kosten wegen der nunmehr erforderlichen weitaus grösseren Lasttier-Tropa ganz beträchtlich erhöhen.

Am bequemsten und raschesten und relativ weniger kostspielig ist die Reise zum Araguaya auf der von Fritz Krause im Frühjahr 1908 eingeschlagenen Route über São Paulo-Uberaba und Goyaz.

Meine Abreise von São Luiz do Maranhão hatte auf Rat der Staatsregierung wegen eines am mittleren Tocantins seit Monaten schon währenden Bürgerkrieges eine Verzögerung erlitten.

Erst am 20. August schiffte ich mich an Bord des primitiven Flussdampfers „Gonçalves Dias“ ein und erreichte nach interessanter Fahrt auf dem tausendfältig gewundenen, von tropisch üppiger Vegetation umsäumten, krokodilreichen Rio Mearim am 1. September das Städtchen Pedreiras.

Am 5. September reiste ich mit einer gemieteten Tropa weiter. Nach einem sehr anstrengenden Ritt durch immerwährend gebirgiges Gelände

-- es heisst dort im Volksmunde: „este caminho tem tantos morros que o anno tem dias (dieser Weg führt über so viele Berge als das Jahr Tage hat)“ — traf ich, begleitet von einem mir beigeordneten Telegraphenbeamten, dem treuen Francisco Medrato, am 10. September in Santa Cruz da Barra do Corda oder kurz „Barra do Corda“ ein.

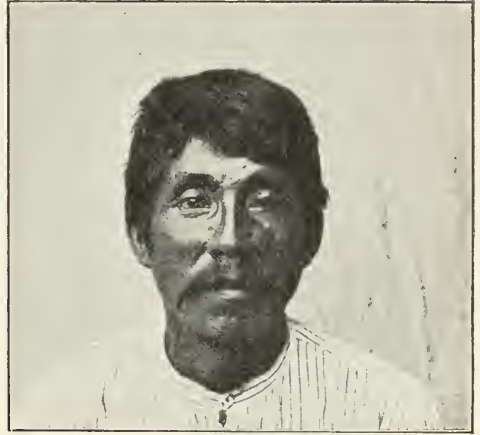


Abb. 2 und 3. Guajajára-Indianer: Capitão Manoel Martim Jorjê de Araujo (Rio Mearim).



Abb. 4. Junge Guajajára-Frau (Rio Mearim).



Abb. 5. Guajajára-Frau: Joanna (Rio Mearim).

Das Städtchen liegt von Bergen eingeschlossen an dem Zusammenfluss des Rio Corda mit dem Rio Mearim unter dem 6.° 34' südl. Breite nach der Messung des brasilianischen Ingenieurs Arnaldo Pimenta da Cunha.

Nur mit Schwierigkeit gelang es mir im Laufe einiger Wochen eine

neue Maultiertropa zur Weiterreise nach Carolina am Tocantins zu mieten, da bei meiner Ankunft bereits sämtliche in der Nähe habhaften Tiere von der Regierung für eine zur Niederwerfung der revolutionären Bewegung entsandte Truppenabteilung requiriert worden waren.

Die Wartezeit konnte ich nutzbringend mit Studien im Verkehr mit den halbzivilisierten Guajajára-Indianern anwenden, die einige Tagereisen Mearim-aufwärts in drei Dörfern angesiedelt sind. (Abb. 2 und 3.)

Sie stehen in friedlichen Beziehungen zur weissen Bevölkerung, kommen oftmals truppweise nach Barra do Corda und leisten besonders als zuverlässige Schiffer ausgezeichnete Dienste.

Ausser aus alten Missionsberichten, vor allem der Betendorf'schen Chronik aus dem Jahre 1699 ist uns nichts Näheres über diesen den „Tupi“ zugehörigen Stamm bekannt geworden. (Abb. 4 und 5.)

C. Plagge hat die Guajajára gelegentlich einer technischen Expedition im Jahre 1856 in ihren Dörfern am Mearinfluss besucht. Einige Mitteilungen über sie sind in einem Reisebriefe 1857 in Petermanns Mitteilungen veröffentlicht worden.



Abb. 6. Guajajára-Mädchen.
Tochter Joannas.

Sonst kennen wir nur noch das kleine von Ehrenreich publizierte Guajajáravokabular.

Ich selbst konnte mit männlichen und weiblichen Individuen Sprachaufnahmen machen und ein Verzeichnis von etwa tausend Wörtern und Redensarten aufnehmen. (Abb. 6.)

Nebst einer Serie photographischer Typen gelang es mir auch, einige Phonogramme, unter anderen solche aus dem Munde des alten Trajano, des ältesten damals bekannten Guajajára, auf-

zunehmen — christlich beeinflusste Gesänge zum Preise Topánas, ferner bestimmten Tieren oder Vögeln gewidmete Liedchen.

Meine Frage nach dem Ursprunge seines Stammes beantwortete mir der Alte folgendermassen:

„Metára ist der erste Guajajára gewesen; älter als dieser ist Tapinamatoé. Metára und Tapinamatoé sind Brüder.

Metára lebte in Metá. Tapinamatoé wohnte in Kwarahé-tá, der Sonne. Hajaí, das Weib Tapinamatoés, war das erste Weib.

Der Vater von Tapinamatoé hiess Kwará (Guará).

Metára hatte die Unterlippe durchbohrt und trug eine Lippenscheibe. Auch seine Ohren waren durchlöchert.“

Ähnlich wie in anderen Mythenkreisen, vor allem in Nordamerika und Polynesen, ist auch bei den Guajajára ein Brüderpaar als Träger der mythischen Handlung, als Kulturbringer zu betrachten.

Die Guajajára sind klein von Gestalt. Als Durchschnittsmass für die Frauen fand ich 143,5 *cm*, für die Männer 152,5 *cm*.

Das selten mehr zu beobachtende Stammesabzeichen der Guajajára besteht in einer über den Nasenrücken, unmittelbar über den Nasenflügeln nach der Mitte der Ohren hinziehenden blauschwarzen Linie. Nach

Stammessitte werden die oberen Schneidezähne bei beiden Geschlechtern spitz zugefeilt.

Leider sind die Guajajára sehr dem Branntweingenuss ergeben.

Am 5. Oktober verliess ich Barra do Corda. Eine Woche später hatte ich Gelegenheit, ein paar Stunden in einem Dorfe der halb-zivilisierten Canella-Indianer zu verweilen¹⁾ und konnte trotz des kurzen Aufenthaltes feststellen, dass sich bei diesem „Gê“-Stamme noch viele seiner primitiven Gebräuche erhalten haben, so vor allem die Couvade (gewöhnlich mit „Männerkindbett“ übersetzt), eine Sitte, derzufolge jeder Canella-Ehemann gezwungen ist, nach der Niederkunft seiner Frau an ihrer Stelle das „Wochenbett“ zu beziehen. Unter Einhaltung strenger Massregeln, Enthaltung gewisser Speisen, völliger Arbeitslosigkeit muss er bis zum Abfallen der Nabelschnur des Kindes auf dem als Lager benutzten Holzgestelle ausharren.

Jede Verletzung der Massregeln, vor allem jede Nichtbeachtung der vorgeschriebenen Diät würde nach Ansicht der Canella-Indianer eine schwere Erkrankung oder den Tod des Kindes zur Folge haben.

Den jungen Müttern werden keinerlei Beschränkungen auferlegt. Nach der Entbindung genügt ihnen ein Bad, um wieder ihrer gewohnten Beschäftigung nachgehen zu können.

Das Canella-Dorf war kreisförmig gebaut, bestand aus festen mit Palmstroh bedeckten, nur von schmalen Türöffnungen erhellten Hütten. An den Wänden entlang befanden sich die allgemein als Lager benutzten, mit schön geflochtenen Buritímatten bedeckten hölzernen Gestelle.

Die Canella-Indianer sind mittelgross und schlank (Abb. 7); ihre Frauen stehen ihnen an Grösse wenig nach. Die Hautfarbe der Canella ist gelbbraun.

Das Stammesmerkmal besteht in einer eigentümlichen Haarkalotte, die in der Weise zustande kommt, dass man die straff vom Kopfwirbel herabhängenden Haare eine Hand breit über den Ohren der Rundung des Kopfes folgend, abschneidet. Unter der so gebildeten etwa $\frac{1}{2}$ cm breiten Furchen fallen die übrigen Haare frei über die Schultern und den Rücken herab.

In den durchlochten Ohrklappen tragen die Canella-Männer gewaltige Holzscheiben und Ringe, deren Diameter bis zu 9 cm misst.

Während die Frauen und geschlechtsreifen Mädchen ihre Lenden umhüllen, gehen die Männer in der Regel vollkommen nackt.

Die Canella-Indianer sind passionierte Ringkämpfer. Überhaupt machen gymnastische Übungen einen Teil ihrer täglichen Beschäftigung aus.

Ihre Industrie besteht vor allem in der Anfertigung von Flechtarbeiten, worin sie grosse Meisterschaft besitzen, wie aus einem wertvollen, mit schwarzgelbem Flechtornament verzierten Blasinstrument meiner kleinen Canella-Sammlung zu ersehen ist.

1) Vgl. dazu meine Abhandlung: Bei den Canella-Indianern in Zentral-Maranhão (Brasilien); Baessler-Archiv 1911, Bd. II, Heft 1.

Sprachlich sind die Canella-Indianer den Kayapó-Stämmen nahe verwandt.

Am 13. Oktober setzte ich die Reise mit meiner Karawane fort, die ich nach Casimba, wenige Meilen vom Dorfe entfernt, vorausgeschickt hatte.

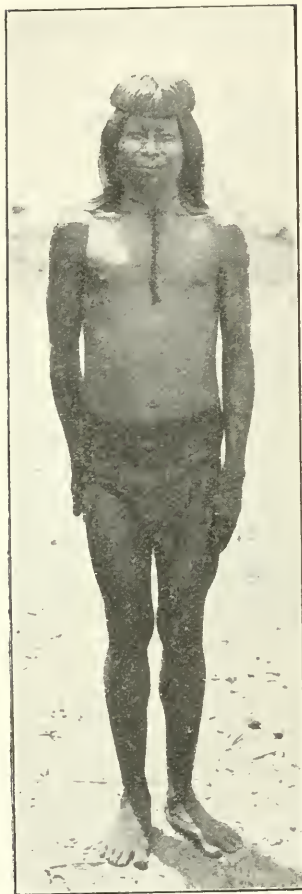


Abb. 7. Canella-Indianer Luiz aus dem Dorfe Suri-dade bei Casimba zwischen Barra do Corda und Morro Vermelho.

In dem sandigen Sertão Westmaranhãos hatten wir viel unter Hitze und Wassermangel zu leiden.

Wie in den südlich angrenzenden Staaten begegnet man auch hier Tafelberg-Charakter tragenden Berggruppen von rotem Sandstein.

Durch Wind- und Wasser-Erosion bildeten sich dort die abenteuerlichsten Felsgestalten, von denen ich zwei zu Peilungsaufnahmen bestieg, den Morro do Sapo (Froschberg) bei Estiva und den rein tafelförmigen, in gewaltigen roten Wänden abstürzenden Morro do Chapéu (Hutberg) in der Nähe von Carolina am Tocantins.

Von Carolina aus gibt es zwei Möglichkeiten, Conceição do Araguaia zu erreichen. Für mich kam wegen des Beginns der Regenzeit nur die Route über Pedro Affonso, das 60 Leguas Tocantins aufwärts gelegen ist, in Betracht.

Vom 22. bis 31. Oktober wartete ich in Carolina, dem ehemaligen São Pedro de Alcantara, auf die Instandsetzung des uralten kleinen Schleppdampfers, der mich am Nachmittage des 4. Novembers nach Pedro Affonso brachte.

Die Fahrt auf dem breiten Strome, dessen Ufervegetation meist üppigen Charakter trägt, war genussreich. Interessant war das Vorkommen eines Uferbaumes mit Stützwurzeln, der mir später als Süßwassermangrove bezeichnet wurde. (Abb. 8.)

Pedro Affonso liegt an der Vereinigung des Rio do Somno mit dem Tocantins. Das noch vor wenigen Jahren so unbedeutende Städtchen

hat erst durch die Kautschukbewegung einigen Handelsaufschwung erfahren.

Noch bedurfte es einer weiteren Tropareise, der Überschreitung einer langgestreckten, der kristallinischen Zone angehörigen Cordilheira Grande, eines Gebirgszuges, dessen Besiedelung wegen der darin herrschenden furchtbaren Moskito- und Pium-Plage unmöglich ist.

Am Sonntag, den 22. November endlich traf ich in dem goyanischen Städtchen Porto Franco ein, vor mir die annähernd 2 km breite Fläche des majestätischen Stromriesen, des Araguaia.

Vom jenseitigen Ufer grüsste Conceição herüber, die rasch emporgeblühte Gründung französischer Dominikaner.

Conceição do Araguaya, das lange Zeit ein Streitobjekt zwischen Pará und Goyaz gebildet hatte, wurde nach gütlichem Ausgleich und nach Abzug der goyanischen Besatzung im Juni 1909 definitiv zu Pará geschlagen und zum Hauptorte der Comarca Araguaya erhoben. Für mich bedeutete Conceição den Ausgangspunkt für meine Reisen zu den Karajá und zu den Mëkubengokrã-Kayapó, die am Ribeirão das Arraias und im Flussgebiet des Pao d'Arco bis zu den Quellen des Rio Branco, eines Nebenflusses des Itacayunas, nomadisierend leben.



Abb. 8. Süßwassermangrove am Tocantins zw. Carolina und Pedro Alfonso.

Ich unternahm von Conceição aus drei grössere Expeditionen. Die eine führte mich bereits Ende Dezember zu den M.-Kayapó jenseits der von mir im Sommer 1909 erstmalig bereisten Gebirgsgruppe, der Serra da Conceição; die zweite Exkursion vom 15. März bis 3. Mai 1909 beschäftigte sich mit dem Studium der Karajá, die ich in neun Niederlassungen am Araguaya und in einem Dorfe des Innern der Insel Bananal besuchte.

Die dritte Expedition war wieder den Mëkubengokrã-Kayapó gewidmet.

Nur wenige Bemerkungen möchte ich heute über die Karajá und meine Beobachtungen unter ihnen machen. (Abb. 9.)

Das nördlichste vorgeschobene Dorf ist das des Häuptlings Valladar(es) und wurde von meinen beiden Booten am 6. Tage der Bergfahrt erreicht.

Valladar(es) wird von allen Karajá als gewalttätig gefürchtet. Seine Mutter war eine von den Karajá erbeutete Tapirapé-Indianerin.

In seinem Besitze befindet sich ein Canoeiro, den er vor Jahren aus einem ihn verfolgenden Trupp dieses den Karajá feindlichen Stammes

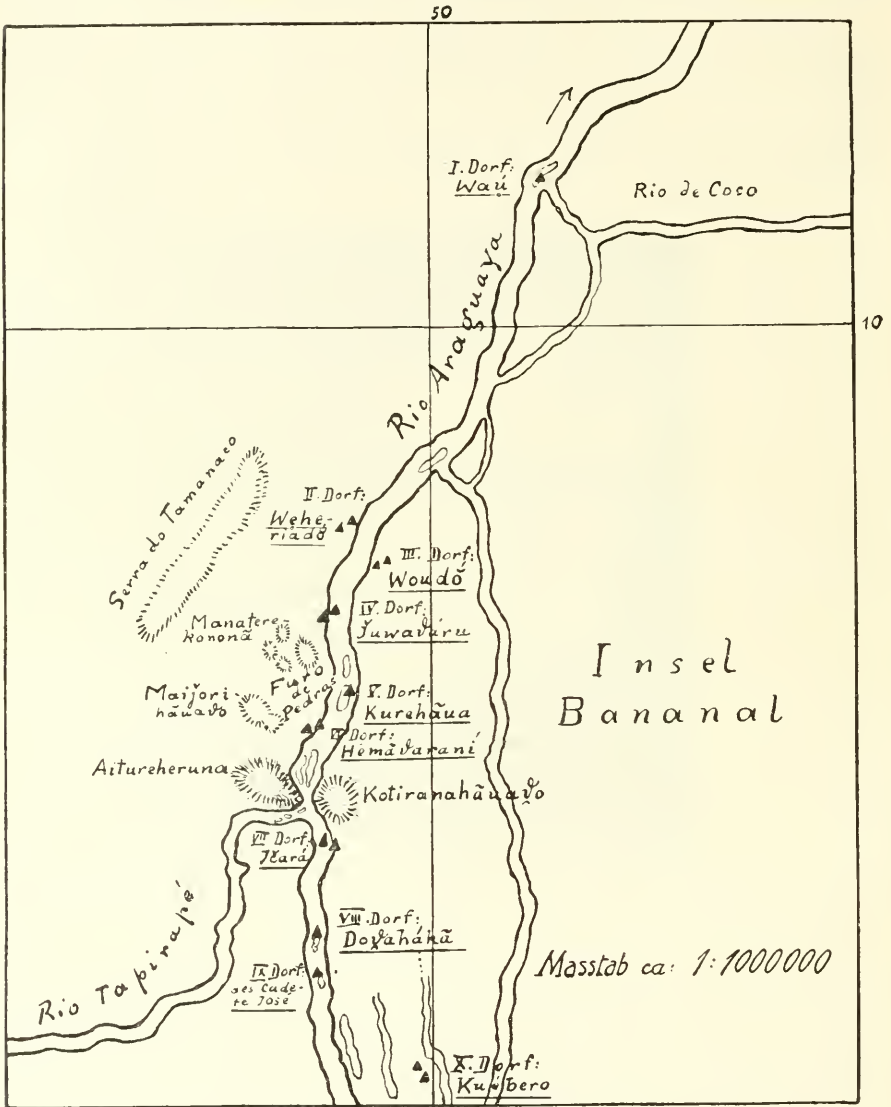


Abb. 9. Situationsplan der vom Verfasser besuchten Karajá-Dörfer.

geraubt hatte. Der Sklave nannte sich selbst Awa (Auá), Valladar(es) bezeichnete ihn als Kaniwerú-Indianer.

Wahrscheinlich ist dieser echt indianische Name von Portugiesen missverstanden und der eigenen Sprache angepasst worden, wie es auch mit dem Namen der Araguaya-Insel, Ilha do Bananal, geschehen ist. Man könnte glauben, diese Namengebung habe sich auf das häufige Vorkommen

von Bananen auf der Insel bezogen. In Wahrheit ist der Name „Banana“ eine Verunstaltung des Karajá-Namens Abananá, dessen Träger um die Mitte des 18. Jahrhunderts Häuptling eines Dorfes an dem die Insel östlich umfließenden Araguaya-Arme war.

In meiner Absicht war es nicht gelegen, mich während der Bergfahrt länger als dringend nötig aufzuhalten, da ich einen Vorstoss zu den Tapirapé-Dörfern versuchen wollte. (Abb. 10.)

Im fünften Dorfe, wenig oberhalb des Furo de Pedras, von woher eine Sage der Karajá den Ursprung ihres Volkes leitet, schloss sich mir der Karajá-Häuptling „Capitão“ Alfredo, der ziemlich fließend portugiesisch spricht, als Führer nach den Dörfern der Tapirapé-Indianer an. Er versagte ebenso wie sein Stammesgenosse, der sich aus dem siebenten Dorfe an der Tapirapé-Mündung freiwillig zu uns gesellt hatte.

Eine Tagereise nach Befahren des Rio Tapirapé gab ich das Signal



Abb. 10. Im III. Karajá-Dorfe Woudó des Häuptlings Tamanako. Küchenplatz.

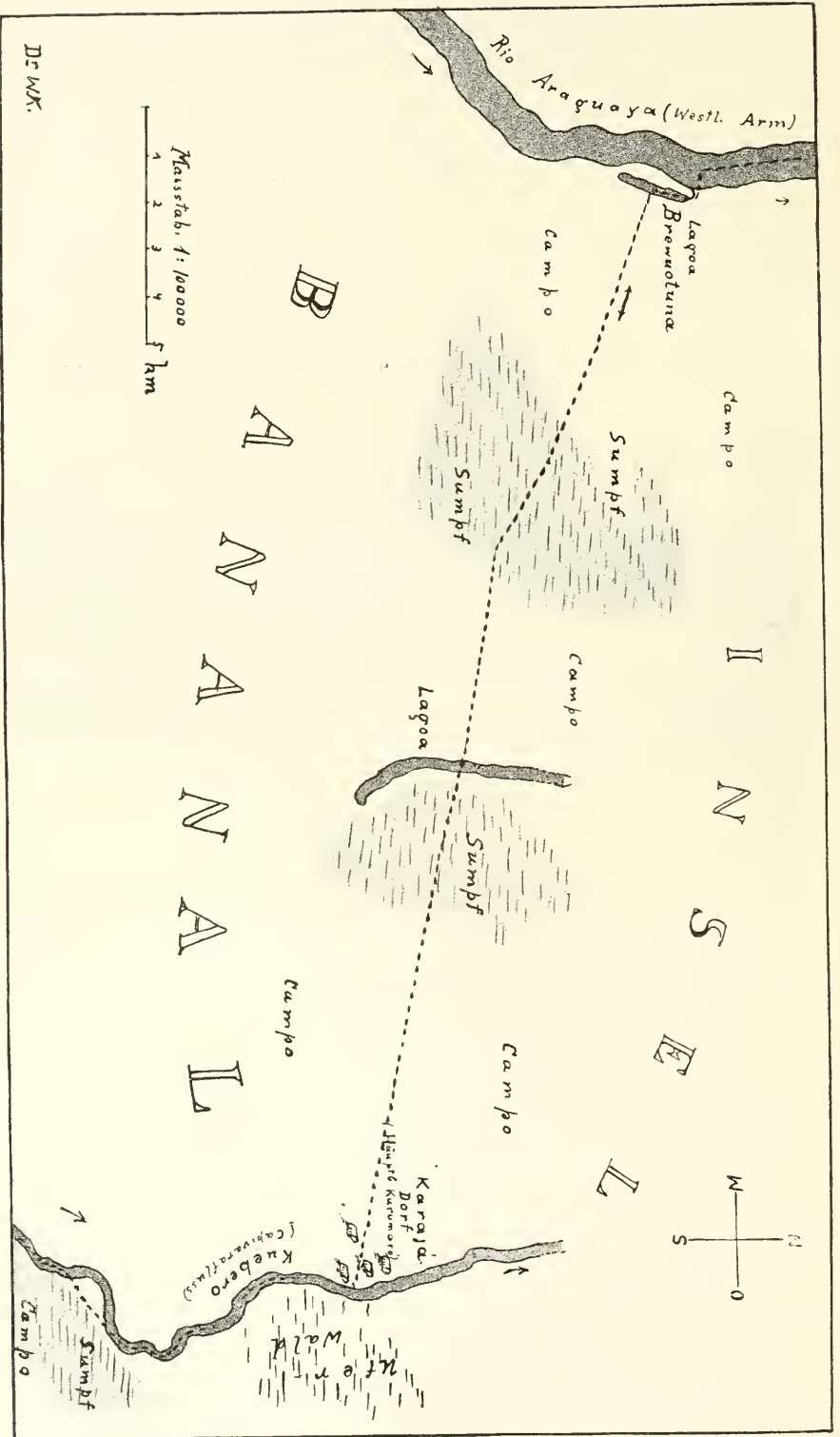
zur Rückkehr, zumal mir meine Mannschaft solidarisch erklärte, mich nicht weiter begleiten zu wollen.

Der einzig richtige, Erfolg verheissende Zugang zu den Dörfern der Tapirapé-Indianer kann nur auf dem Landwege erfolgen, da sowohl der Niederwasser-, wie der Hochwasserstand des Tapirapé für ein Vordringen gleiche Schwierigkeiten bieten dürften.

Capitão Alfredo versprach mir, trotz seines schmerzlichen Augenübels weiterhin mein Gefährte zu bleiben. Stundenlang sass er zusammengekauert unter dem Strohdache meines Bootes. Und diesen Stunden verdanke ich manch merkwürdige Erzählungen und wertvolle Aufschlüsse über Leben und Kulturverhältnisse der Karajá-Indianer.

Mit Alfredos eigenen Worten will ich die Geschichte von Abušeuria wiedergeben.

„Abušenria (Abušeweria) ist ein guter Geist, der überall auf der Welt oben und unten lebt. Er jagt und gibt von allem, was er hat. Die Karajá können ihn nicht sehen. Hat Abušeuria keine Jagdbeute gefunden, und ist er auch sonst ohne Früchte und andere Nahrung zurückgekehrt, so erhebt sich ein furchtbarer Sturm. Folgendermassen sprechen dann die Karajá:



Marschroute.
 Abb. 11. Topogr. Skizze der vom Verfasser verfolgten Route nach dem Innern der Insel Bananal am Kuebero (Kapivaratuku) gelegenen
 Karajadörfe des Häuptlings Kummari.

„Warum bist du so wild?“, worauf Abušeuria antwortet: „Weil es keine Speise gibt.“

Nun nimmt ein Karaja eine Medizin, schüttet sie in eine Kalebassenschale und wäscht dem Abušeuria damit die Augen. Abušeuria bezahlt die Medizin sehr teuer. Er gibt hierfür ein grosses Ubá (einen Einbaum), ferner ein Waldmesser und eine Axt. Am andern Tage ziehen alle Karajá hinaus auf die Jagd und finden reiche Beute an Fischen, allerlei Arten von Tieren und Honig.“

Alfredo begleitete mich noch weiter bis zum Dorfe des Häuptlings Iwaná, der mir Führerdienste anbot. Mit ihm, einem Dutzend seiner ausgewählten, wohlbewaffneten Krieger — Iwaná bezeichnete sie als seine



Abb. 12. Karajá-Dorf am Kuébero (im Innern der Insel Bananal).

„Soldaten“, die ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet waren — und fünf Mann meiner Bootsbesatzung drang ich am 18. April ins Innere der Insel Bananal ein. (Abb. 11.)

In leicht südöstlicher, schliesslich nahezu rein östlicher Richtung erreichten wir nach Passieren eines Sees (etwa 13 km vom Landungsplatz entfernt) und einiger ausgedehnter Sümpfe, das am Kuébero (Kapivarafluss), einem die Insel Bananal der Länge nach durchziehenden Flussarm, gelegene Karajá-Dorf des Häuptlings Kurumaré. (Abb. 12.)

Dr. Fritz Krause hatte im Sommer 1908 nach den Mitteilungen der Kurumaré-Leute von dem gleichen Dorfe aus, zu dem er auf anderer Route als ich gelangt sein dürfte, einen erfolgreichen Vorstoss zu den Javajé-Indianern unternommen.

Die feindselige Haltung Iwanás, der es offenbar auf mein Leben und Eigentum abgesehen hatte, und die Schwierigkeiten der Verproviantierung

zwangen mich, von meinem Plane ebenfalls die Javajé-Dörfer zu besuchen, Abstand zu nehmen.

Während des eintägigen Verweilens im Dorfe hatte ich Gelegenheit Ringkämpfe (Abb. 13), vor allem Maskentänze zu sehen, und ein paar

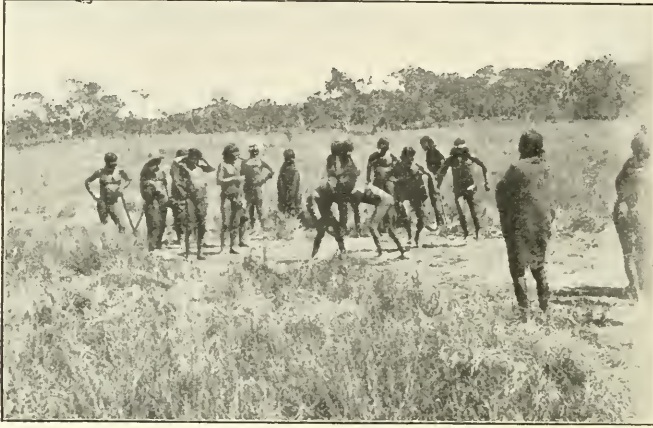


Abb. 13. Ringkampf im Karajá-Dorfe am Kuébero (Insel Bananal).



Abb. 14. Jarehené-Maskentanz im Karajá-Dorfe am Kuébero (Bananal).

Szenen aus dem Jarehené-Tanze zu photographieren. Jarehené ist der Name einer portugiesisch „Tucunaré“ (Cichla Tucunaré Heck) genannten Fischart. (Abb. 14.)

Ausserdem konnte ich dort sechs wertvolle Tanzmasken erwerben.

Gelegentlich der Talfahrt, die am Morgen des 21. April angetreten

wurde, bestieg ich zum Zweck photographischer und Peilungs-Aufnahmen den Aitureheruna, den westlichen der beiden Hügel, welche den Araguaya an der Mündung des Rio Tapirapé auf etwa 120 m einengen.

Das Hauptinteresse der genussreichen Fernsicht erweckte die charakteristische, sagenumwobene Berggestalt des Maĩjori, der in der Flutsage der Karajá eine grosse Rolle spielt.

„Als das grosse Wasser über das Land hereinbrach“, erzählte Alfredo,



Abb. 15. Tapirapé-Indianerin Ojiwaro (Ojiwa θ) und Kind; Sklavin des Karajá-Häuptlings Chrysostomos vom II. Dorfe Weheriadó



Abb. 16. Töchterchen der Tapirapé-Indianerin Ojiwaro.

„und es immer fort noch regnete, und die Karajá nicht mehr wussten, wohin sie sich wenden sollten, da kam Maĩjori, o primeiro bichu (das erste oder oberste, ausgezeichnetste Tier). Maĩjori nahm die fast Verzweifelten mit sich und führte sie auf den hohen, zweigipfligen Berg, nahe der Mündung des Tapirapé (Oú-bero). Bis da hinauf stieg das Wasser nicht, und die Karajá waren gerettet. Seitdem trägt der Berg den Namen Maĩjori oder Maĩjorihãua θ “.

Die im Dorfe Iwanás vorher schon eingehandelten, den ganzen Bestand der Festhütte darstellenden vollständigen Maskenzüge hätte ich der andauernd drohenden Haltung des Häuptlings wegen beinahe wieder



Abb 17. Hausbau im M̄kubengokrã-Kayabó-Dorfe am Ribairão das Arraias.



Abb. 18. Tapirapé-Indianer von den M.-Kayapó-Indianern des Pao d'arco-Flusses in den Stamm aufgenommen.



Abb. 19. Tapirapé-Indianer von den M.-Kayapó-Indianern des Pao d'arco-Flusses in den Stamm aufgenommen.

eingebüsst. Der Rest meiner 22 Karajámasken umfassenden Sammlung wurde im vierten Dorfe unterhalb des Furo de Pedras erworben.

Die Überlassung der Tanzmasken erfolgte erst nach Beendigung einer Zeremonie, die augenscheinlich den Zweck hatte, ihnen einen schädlichen Zauber zu entziehen. Jede einzelne der Masken wurde mit Mandiokabrühe bestrichen. Hierauf rief der Besitzer der Masken zugleich mit den Anwesenden ein lautes „hähō“ aus und trank mit diesen den Rest der



Abb 20. M-Kayapó vom Pao d'arco-Flusse, mit der für den Stamm charakteristischen Haartracht.



Abb. 21. Tänzer vom M-Kayapó-Dorfe am Ribeirão do Pao d'arco. Sein Kopf ist mit Flaumfedern einer Geierart, seine Wangen sind mit zerstoßenen Eierschalen des Waldvogels Jahó beklebt.

Brühe. In der schon von Ehrenreich geschilderten Weise mussten dann die unverpackten Masken auf dem Kopf im Tanzschritt zum Schiffe getragen werden.

Schrill ausgestossene Rufe liessen sämtliche Frauen und Kinder in ihren Hütten verschwinden.

Interessant war es mir noch folgendes von der Zauberwirkung der Masken zu erfahren:

Wer einen der Maske entrissenen Strohbüschel am Lagerfeuer ent-

zündet und mit der Asche desselben seinen Körper bestreicht, bleibt vor Krankheit geschützt.

Nach der Periode der Tanzfeste, deren Dauer je von den Erträgen von Boden, Jagd und Fischfang abhängt, werden die Tanzmasken meist des Federschmuckes beraubt, die übrig bleibenden Palmstrohgerüste in den Wald geworfen, die Federn säuberlich in Kalebassen und Längskörben aufbewahrt.

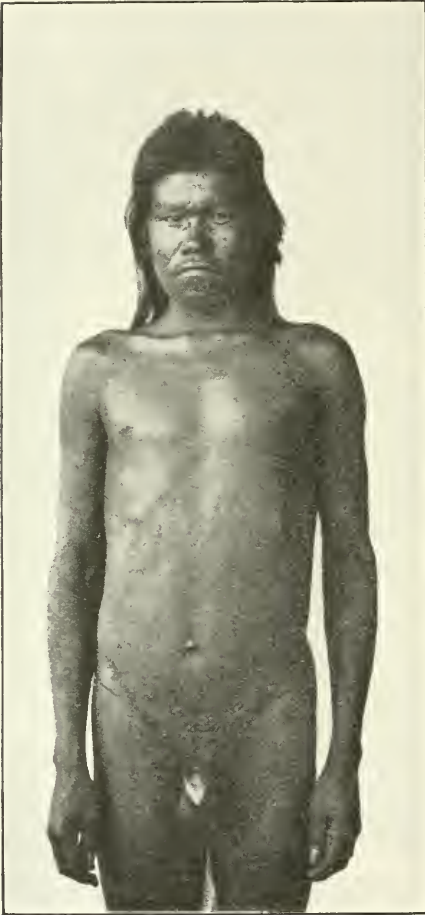


Abb. 22 und 23. M-Kayapó vom Dorfe am Arraias-Flusse. Trägt grossen Holzpflock in der Unterlippe.

Auf der Talfahrt konnte ich im zweiten Dorfe mit einer Tapirapé-sklavin des Häuptlings Chrysostomos linguistische Aufnahmen machen, wobei sich eine enge Sprachverwandtschaft des Taripapé zum Guajajára ergab. (Abb. 15 und 16).

Die Karajá gehen einem raschen Untergange entgegen. Masern (von der portugiesischen Bevölkerung als „Sarampu“ bezeichnet) und Fieber haben sie in den letzten Jahren stark dezimiert. Von den zu Ehren-

reichs Zeit ungemein zahlreichen Šambioá leben augenblicklich kaum mehr als 60 Individuen in zwei ärmlichen Dörfern.

Weit eingehender als mit dem Karaja konnte ich mich natürlich mit dem Studium der Kayapó des Araguaya oder, wie sie sich selbst nennen, „Mëkubengokrã“ befassen.

Bei meinem erstmaligen Besuche in einer Wintersiedlung am Arraias erging es mir anfänglich wie Dr. Krause. Man bedeutete mir nach zwei Tagen freundschaftlich, mich zu entfernen. Als ich mich dazu nicht



Abb. 24 und 25. Jreko, einer der 9 Wayangá (Zauberpriester, Medizinmänner) des M.-Kayapó-Dorfes am Pao d'arco-Fluss.

entschloss, lief am selben Tage noch die gesamte Einwohnerschaft, mit Ausnahme von ein paar kranken alten Männern und Weibern davon, kehrte aber am nächsten Tage wieder zurück. Von da ab sind die Kayapó mir immer gute Freunde geblieben.

Als ich am 2. Januar 1909 zu ihnen kam, fand ich allenthalben zerstreute Siedelungen vor (Abb. 17). Nur im Sommer pflegen sich die Mëkubengokrã-Kayapó in zwei Dorfgemeinschaften zu vereinigen, die eine in der Nähe des Arraiasflusses, die andere im Gebiet des Pao d'arco. Unter sich stehen die beiden Dörfer in guten Beziehungen, doch leben sie ziemlich

isoliert. Immerhin scheint sich aber mit der zunehmenden Sterblichkeit die Tendenz der Stammesvereinigung zu bilden.

Bei festlichen Veranstaltungen wurden, soviel ich wahrnehmen konnte, nie offizielle Vertreter von einem ins andere Dorf gesandt.

Was die äussere Erscheinung der Mëkubengokrä betrifft, so kann bei der so vielfach erfolgten Vermischung mit fremden Elementen von einem ausgesprochenen einheitlichen Typus kaum mehr die Rede sein. So fand



Abb. 26. Bekrakuere, der älteste Indianer des Stammes:
Wayangare im Pao d'Arco-Dorfe.

ich beispielsweise in den Stamm aufgenommen, am Pao d'Arco einen Tapirapé-Indianer (Abb. 18 und 19) und eine Karajá-Indianerin, am Arraias einige Gorotire-Indianer und einen Apinagé.

Immerhin ist die Mehrzahl der Individuen als kurzköpfig mit eckigen Gesichtszügen zu bezeichnen. Im Gegensätze zu den mittelgrossen, oft grossen kräftigen Männern sind die Frauen sehr klein und zierlich.

Das Stammesabzeichen besteht in einer Glatze, die zwei bis drei Finger über den Ohren beginnend sich kreisförmig über den Kopf erstreckt. Am Wirbel bleibt jedoch ein triangularer kleiner Schopf bestehen, der

nach Art eines „Max- und Moritz-“ Zipfels zusammengedreht wird. (Abb. 20.)

Bei manchen festlichen Veranstaltungen, wie z. B. einer von mir beobachteten Totenfeier, wird die Glatze und der Oberkörper mit weissen Flaumfedern des Uruburey (einer Aasgeierart) beklebt, sonst auch wohl mit Urukú knallrot gefärbt. (Abb. 21.)

Die einzige Kleidung der Mëkubengokrä-Kayapó ist der Penisstulp der Männer, der nach dem mittels eines Taquaraspahnes erfolgten Durchschneiden des Frenulums auf dem eingerollten Praeputium befestigt wird.



Abb. 27. Tänzer in der Festhütte „Akreürurukoä“.

Die Körperhaare, vor allem Augenwimpern und Brauen, werden meist sorgfältig ausgerupft oder mit dem Spahn eines Schneiderohres, das sie „Pore“ nennen, rasiert. (Abb. 22 und 23.)

Die Durchlochung von Ohrclappen und Unterlippe wird sofort nach der Geburt mittels eines Palmstachels oder Tapirknochens vollzogen.

Während das Tragen von Lippenpföcken und Scheiben aus Holz, auch kunstvoll gearbeiteter in monatelanger Schleifarbeit auf Granit unter dem Wasserspiegel hergestellter Quarzlippensteine noch allgemein üblich ist, sind die Ohrpföcke völlig verschwunden und dienen nur noch bei Säuglingen zur künstlichen Erweiterung der Ohrläppchen.

Die Herstellung der Lippensteine, die als grösste Kostbarkeit der

M.-Kayapó gelten, ist nur wenigen männlichen Individuen des Stammes bekannt und wurde seinerzeit nur noch von Paé verstanden.

Paé gehört übrigens auch dem Rate der 9 Wayangá oder Wayangäre

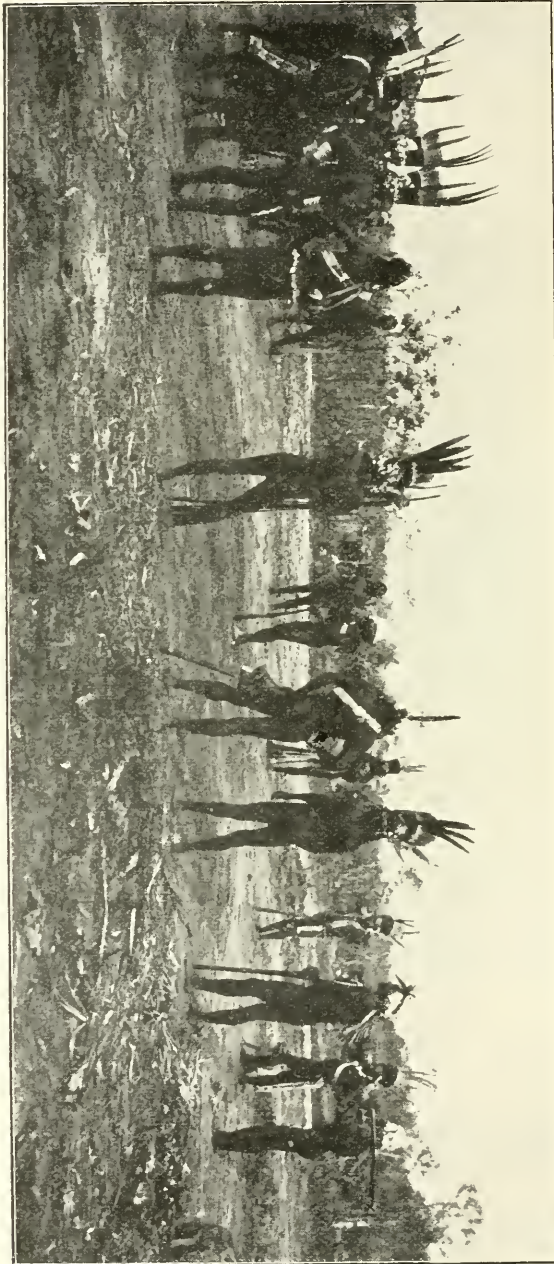


Abb. 28 Tanzszene aus dem Ákre(Geier)-Fest. (Im M.-Kayapó-Dorf am Arraiásflusse)

an, die in ihrer Stellung als Zauberpriester und Medizinmänner einen nicht unbedeutenden Einfluss auf das Leben und die Geschehnisse des Stammes ausüben. (Abb. 24, 25 und 26.)



Abb. 29. Szene aus dem Akre-Fest. „Feuertanz.“



Abb. 30. M-Kayapó-Indianer mit Tanzmasken (Arraias).

Die Wayangá trugen in früheren Zeiten als besonderes Abzeichen ihrer Würde von der Schulter herabhängende Zeremonialbeile aus Diorit oder Diabas mit halbmondförmiger Klinge und mit Baumwollfäden umwickelten Stielen.

Ich konnte kein einziges dieser wertvollen Objekte mehr auffinden und brachte lediglich ein paar Modelle aus Wachs und Sandstein mit.

Die Originale sollen nach den Angaben der Mëkubengokrã-Kayapó in Pflanzungen vergraben liegen.



Abb. 31. M.-Kayapó-Indianer auf der Gürteltierjagd (Arraias).

Eine eigentliche Häuptlingswürde mit besonderer Gewalt existiert nicht bei den Mëkubengokrã, oder vielleicht nicht mehr.

Die Wayanga ordnen alle internen und äusseren Angelegenheiten des Stammes, sie bestimmen der Jugend die zu leistende Arbeit, indem sie sie auf die Pflanzungen oder zur Jagd schicken.

Ihnen obliegt auch die Veranstaltung ernster und heiterer Feste.

Ich hatte Gelegenheit einer Totenfeier im Pao d'arco Dorfe beizuwohnen. An einem Fischfeste am Arraias nahm ich aktiven Anteil und erschoss mir mit Pfeil und Bogen meinen Teil an der gemeinsamen Beute.

Am interessantesten gestaltete sich das Ákre(Geier)-Fest (Abb. 27), das drei Tage und Nächte dauerte und mit allem erdenklichen indianischen Prunke gefeiert wurde (Abb. 28), und das seinen Höhepunkt im „Tanze mit dem schweren Holzklotz auf den Schultern“ hat. Hierüber werde ich an anderer Stelle berichten können. Wahrscheinlich ist das Fest in Beziehung zu einem Mondkultus zu bringen. (Abb. 29.)

Der Mond genießt bei den M.-Kayapó eine ganz besondere Verehrung, die aber direkt Vorstellungen abergläubischer Art entspringt.

Gelegentlich einer Mondverfinsterung schoss die gesamte Mannschaft des Stammes unter unisono gesungenen Klage Liedern und Bittgesängen mit brennenden Pfeilen nach der verfinsterten Scheibe des Mondes, um ihm das Licht wiederzugeben und zu verhindern, dass er sterbe, auf sie herabfalle und sie alle vernichte.

Ausser einer grösseren bei den Mëkubengokrä-Kayapó erworbenen Sammlung, die viele Zeremonialgeräte, auch zwei Tanzmasken mit Mosaikfederschmuck (Abb. 30), eine grössere Menge von Bogen und Pfeilen, Keulen, Steinbeilklingen enthält, erwarb ich eine Menge ethnologisch interessanten Materials, wozu vor allem auch die photographischen Aufnahmen im Pao d'arco-Dorfe zählen, und die umfangreichen linguistischen Aufzeichnungen.

Ich verliess die mir lieb gewordenen Mëkubengokrä-Kayapó-Indianer unter dem Versprechen einer baldigen Wiederkehr. (Abb. 31.)

Die Notwendigkeit meiner Reise durch die Stromschnellen des Araguaya und Tokantins nach Pará und Rio, die durch widrige Umstände zunächst unmöglich gewordene Rückkehr nach Conceição hinderten mich an der Erfüllung meines Versprechens und Wunsches.

Doch hoffe ich, wenn meine Pläne sich verwirklichen in absehbarer Zeit zur Beendigung meiner unterbrochenen Studien wieder unter meinen braunen Freunden sein zu können, die leider als Opfer schwerer Fieber und noch weit mehr der von den Kautschukhändlern eingeschleppten Syphilis einem raschen Untergange entgegenzueilen.
